

Thesen zum Konstitutionszusammenhang von Sozialisationserfahrung und Forschungslogik: entfaltet am Beispiel Robert Boyles

Münste, Peter

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Münste, P. (2008). Thesen zum Konstitutionszusammenhang von Sozialisationserfahrung und Forschungslogik: entfaltet am Beispiel Robert Boyles. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 6019-6027). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153577>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Thesen zum Konstitutionszusammenhang von Sozialisationserfahrung und Forschungslogik – Entfaltet am Beispiel Robert Boyles

Peter Münte

Angesichts des zur Verfügung stehenden Raums werden im folgenden die zentralen Thesen des Papiers, das den Mitvortragenden der Ad-hoc-Gruppe »Bedeutende Natur« im Vorfeld des Soziologentags zugesandt wurde, in sehr verkürzter Form vorgestellt. Ich hoffe, dass die Grundzüge der Argumentation dennoch erkennbar werden.

Ausgangspunkt des Papiers waren die Thesen der Veranstalter zur Konstitution von Erfahrung. Zwei Annahmen schienen mir in diesem Zusammenhang zentral zu sein: dass begriffliche Erkenntnis in sinnlicher Erfahrung fundiert und letztere sozial konstituiert sei. Ich möchte diese Thesen nicht weiter verfolgen, sondern mich mit einem vergleichsweise spezifischen Problem befassen, das mir zu ihnen in Beziehung zu stehen scheint und auf das ich bei meiner Beschäftigung mit dem Naturforscher Robert Boyle gestoßen bin.

Dieses Problem, so wie es im folgenden formuliert wird, entspricht nicht mehr ganz dem in der Ankündigung der Ad-hoc-Gruppe skizzierten. In einer ersten Annäherung lässt es sich mit den folgenden Fragen umreißen:

- Worin besteht das Spezifische der Naturerfahrung bzw. allgemeiner gefasst: der Gegenstandserfahrung des Forschers?
- Geht diese Form der Gegenstandserfahrung, wenn es denn eine solche gibt, möglicherweise auf Niederschläge bestimmter Sozialisationserfahrungen zurück?
- Wenn dies der Fall ist: Wie werden diese Niederschläge im weiteren Verlauf der Biographie zu einer Forschungslogik verdichtet?

Zunächst zur Frage, worin das Spezifische der Gegenstandserfahrung des Forschers bestehen könnte.

In meinem Papier bin ich von der Annahme ausgegangen, dass im Zentrum des Forscherhandelns ein spezifischer Erfahrungsmodus steht. Dieser Erfahrungsmodus als solcher scheint mir allerdings nicht für das Forscherhandeln spezifisch, sondern in jeder Biographie zumindest angelegt zu sein.

Für den gemeinten Erfahrungsmodus soll konstitutiv sein, dass der jeweilige Erfahrungsgegenstand nicht als schon bekannt aufgefasst wird, sondern als etwas Unbekanntes, etwas, das dem Betrachter neue faszinierende Aspekte der Wirklichkeit

darbietet, etwas, das ihm vor dem Hintergrund des jeweils eingerichteten Verständnisses dieser Wirklichkeit Rätsel aufgibt oder auch etwas, das dem Betrachter eine neue Sichtweise dieser Wirklichkeit aufzudrängen vermag.

In diesen Erfahrungsmodus geht das erfahrende Subjekt, so die Annahme, in jeder lebendigen Naturerfahrung gleichsam automatisch über.

Eine wesentliche Bedingung dafür, dass man sich einer solchen Erfahrung überlassen kann, ist Muße. Diese ist insofern sozial gestiftet, als sie einen handlungs-entlasteten und schützenden Rahmen voraussetzt, in dem der Betrachter seine Sinne den Erfahrungsgegenständen öffnen kann.

Von dieser Gegenstandserfahrung ist die Erfahrung unter Handlungsdruck zu unterscheiden. In den entsprechenden Praxiskontexten werden Erfahrungsgegenstände umgekehrt primär als etwas schon Bekanntes aufgefasst, als etwas, das es erlaubt, im Rückgriff auf vorliegende Routinen in der zur Verfügung stehenden in der Regel knappen Zeit Entscheidungen zu treffen.

Dieses elementare Konstitutionsverhältnis – die Konstitution von Erfahrung unter den beiden in Opposition zu einander stehenden Bedingungen von Muße und Handlungsdruck – sollte ursprünglich im Zentrum meines Beitrags stehen.¹ Bei der Ausarbeitung trat dann allerdings zunehmend die Frage in den Vordergrund, was eigentlich das Spezifische der Gegenstandserfahrung des Forschers ausmacht, wenn das Moment, sich in Muße den Erfahrungsgegenständen zu öffnen, in jedem Leben angelegt ist und je nachdem mehr oder weniger zur Entfaltung kommt.

In gewisser Weise bedeutet das Forscherhandeln meines Erachtens in der Tat nichts anderes als diesen ubiquitären Erfahrungsmodus zu radikalisieren, ihn auf Dauer zu stellen und in die Praxis des professionalisierten Forscherhandelns zu überführen.

Was das genau heißt, ist eingehender zu bestimmen. Dreierlei scheint mir hier wichtig zu sein:

- dass sich im Forscher die normalerweise eher episodenhaften Erfahrungen, in denen sich die Erfahrungsgegenstände von ihrer unbekannten Seite zeigen, zu einer generalisierten Grundüberzeugung verdichten – und zwar zu der Überzeugung, dass die erfahrbare Wirklichkeit etwas die menschliche Erfahrung und den menschlichen Verstand grundsätzlich Übersteigendes darstellt;
- dass der Forscher dennoch daran festhält, zu versuchen, das in diesem Zusammenhang grundsätzlich in Frage gestellte jeweils etablierte Verständnis der erfahrbaren Wirklichkeit im Rahmen einer gesteigerten Erkenntnisbemühung wiederherzustellen, dass der Forscher also versucht, ein in Erfahrung, genauer:

¹ Dieses Verhältnis von Muße und Handlungsdruck steht auch im Zentrum des von Ulrich Oevermann formulierten kunst- und wissenschaftssoziologischen Ansatzes.

in der gesteigerten Erfahrung des Forschers fundiertes Verständnis der erfahrbaren Wirklichkeit zu gewinnen;

- dass er schließlich, die meines Erachtens für Forschung konstitutive Spannung zwischen den beiden zuvor benannten Momenten auszuhalten und aufrechtzuhalten hat: Jedes neu gewonnene Verständnis eines Aspektes der erfahrbaren Welt, ist letztlich immer wieder in Frage zu stellen. Der Forscher kann letztlich gar nicht anders, als in einen im Prinzip ins Unendliche fortschreitenden Erschließungsprozess einzutreten.

Das Spezifische des Forscherhandelns ist demnach weniger in einem besonderen Erfahrungsmodus zu sehen als in dessen Verdichtung zu einem Habitus. Mit dessen Ausbildung wird der ihm zugrundeliegende Erfahrungsmodus in einen im Prinzip ins Unendliche fortschreitenden Erfahrungs- und Erschließungsprozess überführt.

Ein solcher Habitus verlangt eine besondere Erklärung. Wenn sich die ihm zugrundeliegenden Grundüberzeugungen nur in bestimmten Biographien herausbilden, dann stellt sich die Frage, warum sie sich gerade in diesen Biographien herausbilden. Wie hat man sich also die Entstehung dieser Überzeugungen im Bildungsprozess des Forschers zu denken?

Zwei Vermutungen scheinen mir in diesem Zusammenhang nahezuliegen, ohne dass ich sie an dieser Stelle weiter begründen kann:

- dass erstens diese Überzeugungen vergleichsweise früh in der Bildungsgeschichte eines Forschers zumindest angelegt sind und dass dies insbesondere für Forscherpersönlichkeiten gilt, bei denen Leben und Forschung mehr oder weniger zusammenfallen und von denen die entscheidenden Impulse für den Erkenntnisfortschritt ihres Faches ausgehen;
- dass zweitens bei der Erklärung der Besonderheiten der entsprechenden Bildungsgeschichten Sozialisationserfahrungen eine wichtige Rolle spielen – die Niederschläge dieser Sozialisationserfahrungen bilden, so die Vorstellung, gewissermaßen die Kristallisationskerne jener Überzeugungen, die dann in Adoleszenzkrise und Studium handlungspraktisch in eine »Forschungslogik« überführt werden.

Die Frage nach der sozialen Konstitution des im Forscherhandeln freigesetzten und auf Dauer gestellten Erfahrungsprozesses gewinnt so eine sozialisationstheoretische Dimension. Dieser gilt im folgenden das Interesse.

So viel zu den in vielen Punkten recht voraussetzungsvollen konzeptionellen Überlegungen. Dass diese nur sehr wenige Berührungspunkte zu den gängigen wissenschaftssoziologischen Modellbildungen aufweisen, muss nicht eigens betont werden.

Ich habe nun in meinem Papier versucht, anhand des mir zur Verfügung stehenden Quellenmaterials zumindest eine vorläufige und angesichts der Quellenlage notgedrungen spekulative Hypothese über den biographischen Konstitutionszusammenhang von Sozialisationserfahrungen und der Ausbildung eines Forscherhabitus im Fall Robert Boyles zu entwickeln. Diese Hypothesenbildung kann hier natürlich noch sehr viel weniger als im Papier am Material nachvollzogen werden. Ich muss mich im folgenden deshalb darauf beschränken, die wesentlichen Punkte kurz zu benennen.

Bei meinen Untersuchungen zur Biographie Robert Boyles gehe ich von einer sehr einfachen Prämisse aus: Wenn jemand einen großen, wenn nicht den größten Teil seines Lebens in seinem Laboratorium verbringt, dann ist die Vermutung, dass sich die entsprechende Person in besonderer Weise für die Phänomene interessiert, die sie in ihrem Laboratorium beobachten kann, mehr als naheliegend. Die Frage, was die Motive hierfür sind, sollte deshalb eine prominente Rolle bei dem Versuch spielen, das Schaffen der entsprechenden Person zu verstehen. Diese Herangehensweise unterscheidet sich in der Schwerpunktsetzung deutlich von den seit einiger Zeit gängigen wissenschaftshistorischen Ansätzen, in denen die Beschäftigung mit dem sogenannten sozialen Kontext des Boyleschen Werks und seiner Forschungstätigkeit dominiert.

Dem Soziologen stellt sich in diesem Zusammenhang natürlich die Frage, inwiefern die Beschäftigung mit der biographischen Einbettung des Forscherhandelns auch eine wissenschaftssoziologische Frage darstellt. Auf diese Frage werde ich am Ende dieses Artikels kurz zurückkommen. Zunächst möchte ich den hier im Zentrum stehenden Fall wenigstens in groben Zügen skizzieren. Dabei gehe ich von der folgenden Frage aus: Warum wendet sich Boyle den Erfahrungswissenschaften zu? Was stiftet bei ihm eine Affinität zu den damals neuen experimentell verfahrenen Erfahrungswissenschaften, so dass er der Beschäftigung mit ihnen einen – wenn nicht den zentralen – Platz in seinem Leben einräumt?

Betrachten wir zunächst kurz, in welcher biographischen Situation sich Boyle den Erfahrungswissenschaften zuwendet: Robert Boyle lässt sich als junger Mann kurz nach seiner Rückkehr vom Kontinent 1644, wo er mehrere Jahre in Genf, im Zentrum des Calvinismus also, zugebracht hatte, auf dem ererbten Landsitz seines Vaters in Stalbridge, Dorset, nieder. Er scheint dort zunächst die Karriere eines religiös-moralistischen Schriftstellers anzustreben. Er kommt jedoch über den Londoner Salon seiner älteren Schwester Katherine schon bald mit Mitgliedern des berühmten Hartlib-Zirkels, der eine dezidiert utilitaristische Reformprogrammatik verfolgt, in Kontakt und macht sich deren revolutionäre Modernisierungsprogrammatik zueignen – eine Programmatik, in der Fortschritt durch Wissenschaft und Technik bekanntlich eine zentrale Rolle spielt.

Vor allem aber beginnt er, sich geradezu obsessiv für chemische bzw. alchemische Experimente zu interessieren und versucht, ein eigenes Laboratorium einzurichten, was ihm allerdings erst 1649 wirklich zu gelingen scheint.

Wie sehr das Experimentieren ins Zentrum seines Lebens rückt, lässt sich sehr gut an seinen Arbeitstagebüchern verfolgen. Sind diese bis 1649 ausschließlich mit moralisch-literarischen Beobachtungen und entsprechenden Exzerpten gefüllt, finden sich dort ab 1650 ausschließlich Notizen, die Boyles Arbeit im Laboratorium betreffen.

Betrachtet man die Briefe, die Boyle in dieser Zeit an wissenschaftlich interessierte Bekannte schreibt, die in der Regel älter als er sind und denen er sich gewissermaßen als Novize andient, so sind meines Erachtens die folgenden Dinge aufschlussreich: In diesen Briefen zeigt sich, dass schon dem jungen Boyle, kaum dass er mit der experimentell verfahrenen Erfahrungswissenschaft in Berührung gekommen ist, das Modell eines sich in Muße und Zurückgezogenheit voll und ganz seinen Experimenten hingeebenen Wissenschaftlers klar vor Augen steht (vgl. Münte/Oevermann 2002).

Für den vorliegenden Zusammenhang bedeutsamer ist allerdings, dass in diesen Briefen eine ausgeprägte Psychodynamik mit Händen greifbar ist. Zentrale Motive der sich in diesem Zusammenhang äußernden und auf die Wissenschaftlerkollegen gerichteten Phantasien sind, die wesentlichen Punkte kurz zusammengefasst und etwas zugespitzt formuliert:

- die herbeigesehnte Kontaktaufnahme zu einer Person, die eine Quelle äußerster Erfüllung ist und an die sich unaufschiebbare Bedürfnisse heften,
- die erlittene Trennung von einer solchen Person, die mit einem geradezu unerträglichen körperlichen Spannungszustand einhergeht,
- eine ohne schrittweise Annäherung erfolgende unmittelbare Verschmelzung mit einer solchen Person zu einer vollkommenen Einheit.

Fragt man – wie bei jeder bildungsgeschichtlich-psychodynamischen Textauslegung – nach den Passungsverhältnissen der im Text angesprochenen Themen und den bildungsgeschichtlichen Phasen, in denen diese eine wichtige Rolle spielen, so scheinen mir diese am ehesten in der frühen Mutter-Kind-Beziehung angesiedelt zu sein.

Geht man dieser Spur nach – was hier natürlich ebenfalls nicht in der gebotenen Ausführlichkeit erfolgen kann – so zeigt sich, dass Phantasien, die sich um die frühe Mutter-Kind-Symbiose drehen, bei Boyle sehr häufig anzutreffen sind. Dieser Befund lässt sich mit den verfügbaren biographischen Daten in Beziehung setzen.

Boyle wurde am 25. Januar 1627 als siebter und letzter Sohn von Richard Boyle geboren, der es, aus vergleichsweise einfachen Verhältnissen stammend, in Irland bis zum ersten Earl of Cork und zu einem der reichsten Männer des Königreiches mit nicht unerheblichem politischen Einfluss gebracht hatte. Wie sich schon der

schnellen Geburtenfolge entnehmen lässt, wurden die Kinder Richard Boyles wahrscheinlich sämtlich einer Amme übergeben. Robert Boyle hat vermutlich seine ersten Lebensjahre bei einer solchen verbracht. Seine Mutter stirbt, kurz nachdem der kleine Robert drei Jahre alt geworden ist und nachdem sie 15 Kinder zur Welt gebracht hat.

Die Boyle als Erwachsenen beherrschenden Symbiose- und Versorgungswünsche lassen meines Erachtens kaum einen anderen Schluss zu, als dass die Versorgung des kleinen Robert durch seine Amme äußerst mangelhaft war. Dieser Schluss ist zwar spekulativ, aber angesichts der genannten Daten mehr als naheliegend. Entscheidend ist, dass mit dem frühen Tod der Mutter eine wesentliche Bedingung für eine Kompensation der frühen Traumatisierungen fortfällt. Boyle ist damit irreversibel geschädigt. Er wurde nicht nur von der Amme schlecht versorgt. Er hat, weil er zu einer Amme gegeben wurde, seine Mutter faktisch nie richtig kennen gelernt und damit nichts von ihr gehabt.²

Er muss vor diesem Hintergrund zum einen eine ungeheure Wut unter anderem auf seine Mutter gehabt haben, die es zumindest zugelassen hat, dass man ihn fortgibt. Zum anderen muss sie ihm gerade angesichts der Traumatisierung bei der Amme als ein wunderbares, aber unerreichbares Idealobjekt erscheinen. Auf der Folie der gescheiterten bildet sich komplementär das Idealbild einer perfekten Symbiose heraus. An das Idealbild der verstorbenen Mutter muss sich der kleine Robert klammern. Um dieses Objekt werden sich alle seine Phantasien drehen.

Wichtig für die hier thematische Fragestellung ist, dass sich die unerfüllten Symbiosewünsche, auf die Boyle Zeit seines Lebens fixiert bleibt, mit der intensiven Beschäftigung mit einem ihm unbekannten Wesen verbinden, das obwohl bzw. gerade weil er es nicht kennt, seine ganze Aufmerksamkeit bindet und ihn so der Welt entrückt.

Im eingangs genannten Papier habe ich zu zeigen versucht, wie sich diese allein durch die biographischen Daten motivierten Vermutungen über die bei Boyle anzunehmenden Phantasiebildungen anhand eines Manuskripts des jungen Boyle zum Ammenwesen stützen lassen (vgl. Boyle 2000: 65ff.).

Vor dem skizzierten Hintergrund kann vermutet werden, dass die intensive Beschäftigung mit etwas Unbekanntem, die ein konstitutives Moment des Forscherhandelns darstellt, wesentlich auf die Beschäftigung des kleinen Robert mit seiner früh verstorbenen Mutter zurückzuführen ist, deren Fürsorge und Zuwendung er nicht empfangen durfte.

2 Es sei hier nur erwähnt, daß die Kontakte Boyles zum Vater eher sporadisch waren. Auf die Bedeutung des Vaters für die psychosoziale Entwicklung Boyles kann an dieser Stelle leider nicht weiter eingegangen werden. Hier nur der Hinweis, daß der Vater vor allem für die in Robert Boyle sich ausprägende spezifische Form einer protestantischen Leistungsethik bedeutsam zu gewesen zu sein scheint.

Interessant ist nun, dass es bei Boyle eine sehr auffällige Verknüpfung der Beschäftigung mit intellektuell anregenden Gegenständen und der Aufnahme von – so zumindest seine Hoffnung – heilenden Substanzen gibt. Dieser Zusammenhang findet sich unter anderem in den Briefen an seine Wissenschaftlerkollegen. Er fordert sie zum einen auf, ihm all die interessanten Dinge zu schreiben, die sie aus ihren Laboratorien zu berichten haben. Zum anderen drängt er sie, ihm die Medikamente zu schicken, die sie dort zusammengebraut haben, damit er sie an sich selbst ausprobieren könne. Der Hintergrund ist, dass von der Chemie im 17. Jahrhundert allgemein angenommen wurde, dass diese für die Entwicklung neuer Heilmittel von großer Bedeutung sei. Für Boyles Hinwendung zur Chemie ist diese Praxis der experimentellen Selbstmedikamentierung und die damit verbundene Heilungserwartung entscheidend.

Die an sich ja eher merkwürdige Verknüpfung der beiden Themen Neugier und Heilung lässt sich vor dem Hintergrund der hier unterstellten Psychodynamik leicht erklären. Die Amme hat ihn, Boyle, wie zu vermuten ist, nur mangelhaft versorgt. Die von Boyle idealisierte Mutter hätte, so die Phantasiebildung, all seine Bedürfnisse in vollkommener Weise gestillt. Im Grunde genommen besteht Boyles Leben in nichts anderem, als diese ideale ihn versorgende Mutter zu rekonstruieren und einen Kontakt zu ihr herzustellen, um so für die erlittene Traumatisierung doch noch entschädigt zu werden.

Die Objektstelle, die durch diese für die Persönlichkeitsentwicklung Boyles zentrale Phantasiebildung eingerichtet wird, kann bei ihm allerdings auf sehr unterschiedliche Weise gefüllt werden. Mal ist es die als eine weibliche und mütterliche Figur vorgestellte Philosophie. Mal ist es Gott, den es anstelle einer Gattin zu lieben gilt. Mal sind es seine Wissenschaftlerkollegen. Unter anderem und nicht zuletzt ist es aber auch die Natur selbst: eine Natur, die unbekannt ist, die es zu entdecken gilt und die Boyle mit heilenden Substanzen versorgt, Substanzen, die er in seinem Laboratorium in der forschenden Auseinandersetzung mit dieser Natur selbst herstellt oder ihm von seinen Wissenschaftlerkollegen zugesandt werden.

Mit diesen vielleicht recht holzschnittartig anmutenden Bemerkungen muss ich es hier bewenden lassen.

Was lässt sich aus der skizzierten Rekonstruktion für die eingangs entfaltete Fragestellung gewinnen? Robert Boyle scheint mir diesbezüglich gerade deshalb ein aufschlussreicher Fall zu sein, weil er sich als Kind und als Jugendlicher nicht erkennbar für Naturphänomene interessiert hat. Seine sich sehr schnell vollziehende Hinwendung zur Erfahrungswissenschaft scheint vor allem dadurch motiviert zu sein, dass er aufgrund spezifischer Sozialisationserfahrungen schon früh eine innere Haltung ausbildet, die in einem engen Passungsverhältnis zur Logik von Forschung steht. Diese Haltung ist unter anderem durch eine starke innere Bindung an etwas

Unbekanntes geprägt, das es zu rekonstruieren gilt. Kristallisationspunkt dieser Haltung ist die ihm unbekannte, früh verstorbene Mutter.

Zu der notorischen Frage nach der Verallgemeinerbarkeit einer Fallrekonstruktion, wie sie zuvor in groben Zügen skizziert wurde, nur soviel: Die thematisierten Sozialisationserfahrungen sind natürlich für Robert Boyle spezifisch und lassen sich so bei keinem zweiten Forscher finden. Ich vermute allerdings, dass sich bei jeder herausragenden Forscherpersönlichkeit, für die kennzeichnend ist, dass bei ihr Forschung und Leben untrennbar miteinander verschmolzen sind, irgendeine Besonderheit in der Bildungsgeschichte nachweisen lassen muss, eine Besonderheit, die erklärt, warum sich in dieser Bildungsgeschichte eine spezifische und das Leben der entsprechenden Persönlichkeit prägende Haltung den Erfahrungsgegenständen gegenüber ausbildet.

Wichtiger ist an dieser Stelle jedoch die Frage, warum man sich als Soziologe, genauer als ein Soziologe, dem es um die soziale Praxis des Forscherhandelns geht, mit der Biographie von Forschern, ja mit deren spezifischer Traumatisierungsgeschichte und den in diesem Zusammenhang erfolgenden Phantasiebildungen beschäftigen sollte. An dieser Frage entscheidet sich das Selbstverständnis der Soziologie als wissenschaftlicher Disziplin, die sich unter anderem dadurch konstituiert, dass sie bestimmte Aspekte der erfahrbaren Wirklichkeit in ihr Gegenstandsverständnis aufnimmt, andere hingegen ausschließt und anderen Disziplinen überlässt.

Dass die der umrissenen biographischen Entwicklung immanente Psychodynamik Gegenstand einer genuin soziologischen Untersuchung bildet, ergibt sich meines Erachtens daraus, dass diese Dynamik nicht bloß Niederschlag einer sozialen Konstellation, sondern ein konstitutives Moment der sozialen Praxis einer Familie und des aus einer spezifischen familialen Konstellation hervorgehenden Individuums Robert Boyle ist. Die spezifischen Beziehungswünsche der in die familiäre Interaktion involvierten Individuen stiften diese Interaktion überhaupt erst und bilden zugleich deren eigentlichen Inhalt. Das spezifische Schicksal dieser Beziehungswünsche wiederum stellt ein zentrales Individuierungsmoment dieser Praxis dar.

Dennoch ließe sich aus einer spezifisch wissenschaftssoziologischen Forschungsperspektive einwenden, dass in diesem Zusammenhang die »soziale Struktur« des Forscherhandelns von Interesse sei, nicht dessen biographische Unterfütterung. In der Tat gibt es Berufe, bei denen es primär darum geht, eine bestimmte Rolle zu übernehmen. Eine solche Rolle in der Praxis zufriedenstellend ausüben zu können, kann zwar an spezifische biographische Voraussetzungen gebunden sein. Nicht jeder ist gleichermaßen für einen Beruf geeignet. Der Beruf des Forschers allerdings lässt sich im Unterschied zu solchen Berufen gar nicht erst erschöpfend als Bündel spezifischer Normen und Praktiken beschreiben, die sich der angehende Forscher anzueignen hat. Das Forscherhandeln ist, so die These, vielmehr durch

eine innere Dynamik geprägt, die es strukturiert und dabei immer wieder neue Erscheinungsformen dieses Handelns hervorzubringen vermag. Diese Dynamik, die das Forscherhandeln der hier zugrundeliegenden Vermutung gemäß als eine soziale Praxis im Kern konstituiert, eignet sich der Forscher nicht wie eine Berufsrolle an, indem er sich an bestimmten Normen zu orientieren und spezielle Praktiken zu beherrschen lernt, die dann auch das Leben der entsprechenden Person mehr oder weniger prägen können. Sie bildet sich als eine innere Strukturierungsquelle seines Handelns heraus, die sich von ihm als Individuum nicht ablösen lässt. Ihre Wurzel hat sie, und dies sollte hier exemplarisch veranschaulicht werden, in frühen Phasen der biographischen Entwicklung. Sie stellt eine Verlängerung dieser Entwicklung dar und bewahrt diese in sich auf, ohne auf sie reduzierbar zu sein.

Literatur

- Boyle, Robert (2000), *The Works of Robert Boyle. Band. 3: Unpublished Writings. 1645-c. 1670*, London.
- Münste, Peter/Oevermann, Ulrich (2002), »Die Institutionalisierung der Erfahrungswissenschaften und die Professionalisierung der Forschungspraxis im 17. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Gründung der Royal Society«, in: Zittel, Claus (Hg.), *Wissen und soziale Konstruktion*, Berlin, S. 165–230.